

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 2 (1945)

Heft: 1-2

Rubrik: Bibliophile Erlebnisse

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bestellt. Er begann eine gesegnete Aufbauarbeit, starb aber schon 1553. Unter der obgenannten Legende erblicken wir ein Zeichen, das als sein Schildbild gedeutet werden muß: Über einem Dreieck eine Hausmarke, beseitet von den Buchstaben b und e. Damit stimmt freilich das Wappen der prächtigen Scheibe von 1552 nicht überein, welche sich einst in der Zaren-Sammlung

in der Eremitage zu St. Petersburg befand, heute aber das Fenster unserer Abtkapelle zierte. Es zeigt über einem grünen Dreieck ein Feld, gespalten von Silber, Rot und Blau; im roten Schildhaupt einen sechsstrahligen goldenen Stern. Der Herr Prälat hatte also an Stelle seines einfachen Wappenzeichens nach häufiger Gepflogenheit einen «fürnehmeren» Schild gewählt.

Bibliophile Erlebnisse

5. Silvester Glonner | Die ungeraubte Locke

Die Öffentlichkeit, soweit sie nicht mit Luftkrieg und Invasion beschäftigt ist, hat sich kürzlich aus Anlaß der 200. Wiederkehr seines Todestages an den ruhmvollen Dichter des englischen Rokocos, Alexander Pope, erinnert und dabei geziemend auch seiner graziösen Epopöe «The Rape of the Lock» gedacht, in der es so bezaubernd zwischen gepuderten Rittern und Damen zugeht und so listenreich Gnomen und zarte Sylphen ihre Träume und Intrigen spinnen. Dem Andenken an Pope und seinen «Lockenraub» möge auch eine Erinnerung privater Art gelten. Pope, der neben seinen eleganten Versen die geistreichen Polemiken voll weiser Ironie über die Schwächen des Menschengeschlechts hinterließ, hätte sicherlich auch dafür lächelndes Verständnis.

Es war in einer schönen, den Künsten holden Stadt, die sich, nebenbei betont, besonders gerne auf ihr hohes kulturelles Niveau beruft (ihr Name bleibe hier rücksichtsvoll ungenannt). Ich vertrieb mir dort eine kleine Weile mein Leben, wobei ich gerne die Galerien und Bibliotheken besuchte, das ausgezeichnete Theater, die bunte Terrasse mit den Cafés, unter der, mit Schiffen bedeckt, der Fluß dahinzog, von dem ein dortiger Lokaldichter aus dem Zeitalter der Empfindsamkeit gesungen hatte, an seinem Ufer stehe «die Muse und streue Blüten in die Flut...» Der Terrasse gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses, lag, wie ein Windspiel hingestreckt, das in japanischem Stil errichtete, mächtige Barockpalais, das die berühmte Staatsbibliothek enthielt. Ockergelb, mit geschwungenem hellgrünem Patinadach lugte es aus dem dunkleren Grün eines alten Parkes.

Hier, teils im Garten, wo sich seit den Zeiten Lenôtres nicht viel geändert hatte, teils in den hohen elfenbeinfarbenen Sälen des Palais, beim versonnenen Ticken der verstaubten Pendülen, las ich, was, gerade neu, mich interessierte, André Gide, die letzten Bände von Stefan George, oder Vergessenes und Verschollenes, die grausame Hungerturm-Tragödie von Gerstenberg, die (unechten) Briefe der Ninon de Lenclos... Eines Tages gab ich einen der gelben Bibliothekszettel ab mit der Bestellung: «Alexander Pope, The Rape of the Lock». Es war mir eine Lücke in der Kenntnis altenglischer Literatur bewußt geworden, die ich zu füllen beschloß.

Tags darauf erhielt ich ein schwarzgebundenes Büchlein in Kleinoktav ausgehändigt, mit dem ich mich unter eine der schattenden Baumgruppen jenes Parkteils begab, der seine Gestaltung mehr den Anregungen von Bildern Claude Lorrains zu verdanken schien. Wie erstaunte ich, als ich den Band aufschlug und bemerken mußte, daß ich die Erstausgabe aus dem Jahre 1714 in Händen hielt! Ich blätterte weiter, und siehe da: das Buch war noch nicht einmal aufgeschnitten! Niemandes Hand hatte den feinen Bücherleib aufgeschlitzt. Niemand hatte den Zauber entweiht, der still, die Jahrhunderte lang, in ihm schlummerte. So empfand ich es einerseits; andererseits aber dachte ich, der damals noch ein recht junger Mensch war und ebenfalls vorhatte, dermaleinst Bücher zu schreiben, die später in Bibliotheken kommen sollten -: «What price glory?!» Nicht ein einziger Mensch in dieser noch dazu als musisch geltenden Stadt, die rund eine halbe Million Einwohner zählte, nicht ein einziger von all den

Bücherwürmern, die im Laufe von 200 Jahren die vielfrequentierte Bibliothek benutzten, hatte das berühmte Buch des berühmten englischen Dichters gelesen, nicht bei seinen Lebzeiten und auch später nicht...

Unter den alten Bäumen sitzend, während um mich her Kinder spielten und ihre Gouvernanten Romane von fragwürdigem Herkommen und Inhalt verschlangen, las ich die wenigen Seiten, die infolge der Anordnung der Druckbogen offen waren. Nicht nur, daß ich zögerte, dem Band seinen bibliophilen Wert zu nehmen, indem ich ihm mit dem Federmesser zuleibe ginge: ich wagte auch nicht, die Stille des Buches zu stören, wagte nicht, einzudringen in das

Reich der Ritter, Damen, Gnomen und Sylphen, das auf die leise gilbenden Blätter in jenen schönen, edlen Antiquatypen gebannt war, in denen heute noch – merry Old England! – die «Times» gedruckt werden.

So blieb die «Locke ungeraubt». Lange Zeit lag das Büchlein noch in meinem Zimmer, auf dem Schreibtisch, neben der lädierten Vase von Porcelaine de Saxe, aus der immer ein wenig Wasser floß, wenn ich den ersten Flieder oder ein paar späte Rosen darin hatte... Dann gab ich es schließlich – unaufgeschnitten – zurück. Und daher rührt es, daß meine Kenntnis von Pope äußerst bescheiden, um nicht zu sagen mangelhaft ist.

6. Alfred Huggenberger | *Wie ich Bibliothekar wurde*

Der Dichter, unser verehrtes Mitglied, sendet uns diesen Ausschnitt aus seinem Erinnerungsbuche «Die Brunnen der Heimat».

Ja, auch dieses ehrenvolle Amt habe ich einmal bekleidet, und zwar in einem Alter, in dem sich der Mensch in der Regel noch ungern Pflichten überbinden läßt. Die Ernennung ging von mir selber aus. Sie ist in keiner Zeitung erwähnt worden, auch meine Hausgenossen haben sich sehr wenig daraus gemacht; und doch tat sich mein Knaben-Ehrgeiz auf die heimliche Bestallung etwas zu gut.

In einem Wandkasten in der sogenannten alten Stube befand sich nämlich ein kleiner Bücherschatz, den mein Vater, der auch nicht frei vom Lesefieber war, irgendwo an einer Gant um einen lächerlich kleinen Preis erstanden hatte. Ich würdigte die dürftige Sammlung erst dann meiner Aufmerksamkeit, als mein Hunger nach geistiger Nahrung und Kurzweil von anderer Seite her nicht mehr genügend gestillt wurde.

Schon beim ersten, flüchtigen Durchblättern der muffigen, zum Teil recht abgegriffenen Bände erlebte ich manche Entdeckerfreude. Da war zum Beispiel ein altes Fabelbuch mit hübschen Schnörkelzeichnungen, betitelt «Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis' Manier von Friedrich Wilhelm Zachariä», das als Anhang viele Fabeln von Burkhard Waldis selber

enthielt. Dann einige Bände Erzählungen von Heinrich Zschokke, die ich alsbald mit Begierde verschlang. Vom gleichen Verfasser fand sich eine sehr kurzweilige Geschichte des Schweizerlandes vor; dazu neben halben und ganzen Jahrgängen alter Zeitschriften ein dicker Lederband, die «Allgemeine Weltgeschichte» von Bredow, Nahrung für einen halben Sommer.

Von Zschokkes Erzählungen nahmen mich besonders die vom langen Feldwebel und der schönen Klementine gefangen; ich las sie immer wieder mit gleicher Spannung, mit gleichem Herzklopfen, mit derselben Genugtuung über das endliche Zusammenfinden der beiden Liebeseleute. Noch tiefer und nachhaltiger beschäftigte mich das tragische Schicksal des Hauptmanns Samuel Henzi und der stolzen Berner Patrizier-tochter Julia Bondeli, in der Meistererzählung «Das erfüllte Versprechen» von Jakob Frey geschildert, die ich in einer ganz verlotterten Zeitschrift fand.

Ferner erinnere ich mich auch an eine ausführliche, mit kleinen Lettern gedruckte Geschichte der höfischen Dichtung. Es eröffnete sich mir da eine ganz neue Welt. Namen wie Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walter von der Vogelweide wurden mir geläufig, und auch von ihren Dichtungen bekam ich einen schwachen Hochschein, obgleich ich davon nur knappe, mir zum Teil schwer eingehende Proben schmecken durfte.

Eine hartnäckige Vorliebe führte mich immer wieder zu dem Fabelbuch «nach Burkhard Waldis' Manier» zurück, nach der Jahrzahl auf dem Titelblatt von mir «das hundertjährige Buch» getauft. Ich beschäftigte mich so oft und so eindringlich mit ihm, daß ich noch heute, nach mehr als sechzig Jahren, eine Reihe der darin enthaltenen Stücke halb oder ganz hersagen kann.

Ich muß nun freilich gestehen, daß es mir zu Anfang nicht eingefallen war, die entdeckten Wissensschätze zu ordnen und ans Licht zu bringen, sondern alles im wirren Durcheinander im Kastendunkel liegen ließ und nur so auf Geratewohl herausfischte, was mir der Zufall in die Hände gab. Meine Tätigkeit als Bibliothekar setzte erst ein, nachdem ich mich an den Büchern sattgessen, nachdem ich sozusagen mit ihnen fertig geworden war. Als eigentliche Bibliothek mit festgeklebten Nummernzettelchen auf dem Rücken stellten sich dann allerdings die unansehnlichen Bände auf dem Wandgestell nicht vorteilhaft dar. Auch war ihre Anzahl zu gering, ich mußte noch verschiedene ganz wertlose Scharteken, ausgediente Schulbücher sowie die

ganze Kalendersammlung hinzutun, ohne doch die gewünschte Wirkung vollständig erzielen zu können. Immerhin nahm ich mir die Mühe, ein genaues Verzeichnis mit Angabe der Nummern, Titel, Verfasser und Jahrgänge anzulegen, auf dessen Umschlag ich mit verschnörkelten Buchstaben die Aufschrift malte:

℞ ℵ ℞ ℵ ℞ ℵ ℞

Wie ein richtiggehender Bibliothekar wachte ich nun mit Argusaugen darüber, daß die schmale Büchergabe schön den Nummern nach in Reih und Glied beisammenblieb, woraus zwischen mir und meinen Geschwistern mancher kleine Streit entsprang. Ja, ich wagte in der Folge, um kein schlechtes Beispiel zu geben, selber kaum mehr, einen Band aus der Sammlung herauszunehmen, bis ich diese über neuen, reicheren Schätzen fast ganz vergaß. Sie ist dann später mit vielen andern Erinnerungsgütern leider beim Hausbrande verloren gegangen. Wie gern, wie dankbar wollte ich die alten Bände und Hefte heute hin und wieder durchgehen und mich dabei in die junge Zeit zurück und heim finden.

7. P. Leemann-van Elck | *Meine Sammlung graphischer Blätter Franz Hegis*

Gegen Ende des ersten Weltkrieges begann ich planmäßig zu sammeln. Anlässlich meines Wohnungswechsels schmückte ich die Räume mit alten Ansichten, wobei ich mich in die Art der Bilder vertiefte und ein eigentliches Studium begann. Es fiel mir auf, daß viele unter ihnen von dem Zürcher Zeichner und Kupferstecher Franz Hegi (1774–1850) ausgeführt worden waren. Ein Antiquar verwies mich auf das von Kunsthändler Hch. Appenzeller um 1906 aufgestellte, beschreibende Verzeichnis sämtlicher graphischer Blätter des Künstlers, und anhand desselben begann ich mit Eifer nach Stichen Hegis zu fahnden.

Appenzeller beschreibt 1182 Nummern. Nach mehrjähriger Sammlertätigkeit brachte ich es auf etwa 900 Blätter; von da an gestaltete sich das Sammeln schwieriger, denn die fehlenden Stücke wurden immer seltener. Mein Eifer ließ nach; auch hatte ich mich inzwischen andern zürcherischen Stechern zugewandt, so besonders

Salomon Geßner. Heute umfaßt meine Hegi-Sondersammlung 1010 Nummern, und zwar 425 Blätter in Aquatintamanier, welche Hegi meisterhaft beherrschte, 76 Radierungen, 16 Lithographien, die zu den frühesten schweizerischen zählen, und etwa 500 Kupferstiche gemischter Art als Illustrationen in Druckwerken. Viele Blätter sammelte ich in verschiedenen Zuständen, koloriert und unbemalt, einzeln und als Abbildungen in Büchern, wobei ich zum Sammeln von Büchern gelangte. Den Ehrgeiz, die Hegi-Sammlung vollständig zusammenzubringen, habe ich längst aufgegeben. Dieses Ziel konnte Appenzeller noch erreichen, wovon seine sich heute in der Zentralbibliothek Zürich befindliche Sammlung zeugt. Sein Verzeichnis bietet noch manchem Sammler Anregung und Ansporn.

Unter den mit Abbildungen von Hegi geschmückten Büchern sind besonders die zürcherischen Neujahrsblätter, die Taschenbücher

Iris, Alruna und Alpenrosen, ferner der Helvetische Almanach zu nennen, alle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Und wer kennt nicht die «Badenfahrt», 1818, von David Heß sowie dessen «Künstlerlieder», 1809 und 1826, mit den anmutigen von Hegi gestochenen Vignetten? In Hottingers «Huldreich Zwingli und seine Zeit», 1842, finden sich 11 Lithographien des Künstlers, und zu Birmanns «Voyage pittoresque de Basle à Bienne», 1802, besorgte er 28 Aquatintastiche der Juragegend. Eine reizende Folge bildet, besonders wenn sie koloriert ist, die «Sammlung von 28 Schweizertrachten», die Dikenmann um 1850 neu herausgab. Als die bedeutendsten Arbeiten Hegis sind zu nennen: die 50 geätzten Ansichten zu Wetzels Schweizerseen, 1819–1827, sowie die 23 Aquatintablätter zu De La Salles «Voyage pittoresque en Sicile», welches Werk in zwei Imperial-Foliobänden, Größe 67×52 cm, um 1822–26 in Paris, bei Didot aîné, herauskam.

Aus meiner Sammlertätigkeit ist mir nicht nur lauter Freude erwachsen; so haftet besonders ein unangenehmer Vorfall in meinem Gedächtnis. Eines Samstagabends erhalte ich von Antiquar B... durch Eilbrief das Angebot eines vollen Dutzends der mir fehlenden seltensten Hegi-Stiche, wodurch mein Sammlerblut in nicht geringe Wallung gerät. Meine Spannung steigert sich, weil der Mann telephonisch nicht zu erreichen ist. Ich verbringe eine unruhige Nacht. Früh am Sonntagmorgen suche ich den Antiquar auf. Der betagte übelhörige Mann wohnt im oberen Stockwerk eines Geschäftshauses. Ich finde die Haustüre verschlossen. In der Hoffnung, doch noch Einlaß zu finden, beginne ich zu klopfen, erst schüchtern, dann stärker und immer stärker, und unter Zuhilfenahme meines Stockes ertönt schließlich eine wahre Kanonade. Es hallt nur so im Treppenhaus. Die Abdrücke der Stockspitze beginnen sich in der Tür abzuzeichnen. Ein Vorübergehender schaut meinem Gebahren kopfschüttelnd zu. Der Schweiß rinnt mir von der Stirne. Meine Hoffnung schwindet. – Doch, da höre ich Schritte die Stiege heruntersommen, und endlich, endlich öffnet sich die Tür. Ich wähne mich am Ziel meiner Wünsche. Das erstaunte, bärtige Gesicht des Antiquars erscheint. Im Begriff, zur Kirche zu gehen, ist er

über meine Anwesenheit wenig erbaut. Ich mache ihn auf seinen Eilbrief aufmerksam mit dem Ersuchen, mir die Stiche zu zeigen. Da kratzt er sich hinter dem Ohr und erklärt mir umständlich, daß es sich um eine Verwechslung mit einer eingegangenen Desideratenliste handle. – Und dazu stammte das ominöse Verzeichnis ursprünglich noch von mir selbst!

Auf der Suche nach alten Büchern und Stichen besuchte ich damals des öftern Antiquar Zeller, einen gebildeten Mann, der das Medizinstudium begonnen hatte, es aber wegen eines Augenleidens aufgeben mußte, und der gerne lateinische Brocken gebrauchte. Ich verdanke ihm manchen klugen Ratschlag. Als er einst in meine Wohnung ein Paket Stiche brachte, das meine Mutter etwas abweisend und mißtrauisch entgegennahm, meinte er trocken, der Umgang mit Büchern und Stichen sei immerhin besser als der mit irgend so einem Frauenzimmer und der geistige Gewinn könne nicht hoch genug angeschlagen werden! Zeller erblindete ganz und starb als einsamer Philosoph.

Ein Antiquar besonderer Prägung war der frühere Glasbläser R., der mir viele Hegi-Blätter verschaffte, aber auch eine Sammlung kolorierter Stiche und früher Lithographien des Zürcher Landkarten- und Panorama-Zeichners und Stechers Hch. Keller. Wenn ich bei ihm in dem vollgestopften Raum jeweilen in den herumliegenden Haufen von graphischen Blättern und dergleichen wühlte, ohne noch etwas Rechtes zu finden, verwies er mich mit geheimnisvollem Augenaufschlag auf die verschlossenen Truhen an den Wänden. Da verlor ich eines Tags die Geduld und verlangte energisch deren Öffnung. Groß war meine Enttäuschung, darin nichts als Makulatur vorzufinden.

Daß meine Sammlertätigkeit nicht nur auf Hegi-Blätter beschränkt blieb, versteht sich bei einem leidenschaftlichen Sammler von selbst. Ich gelangte aber immer mehr dazu, mich ausschließlich auf Zürich, also auf Turicensien, einzustellen und zeitlich mit 1850 eine Grenze zu setzen. So ist mir die Sammlung zu hohem Genuß und geistiger Bereicherung gediehen; sie hat sich zu einem übersichtlichen Ganzen gerundet und ist mir nie über den Kopf gewachsen.